

EIN BEITRAG ZUR ARCHIVTHEORIE

WOLFGANG MADERTHANER

Am 14. November 1899 erschien in Wien eines der bedeutungsvollsten, einflussreichsten und wohl auch meistgelesenen Bücher des 20. Jahrhunderts; aufgrund eines kleinen Geschäftstricks des Verlegers Franz Deuticke weist es das in sich programmatische Erscheinungsjahr 1900 aus. Die *Traumdeutung* ist tatsächlich ein Jahrhundertbuch. Der Atheist, Aufklärer und Positivist Sigmund Freud entlehnt sein Verfahren der religiösen Hermeneutik und entmystifiziert solcherart ein universales psychisches Phänomen, um sich einen *Königsweg*, eine *via regia* zu einem bis dahin für nicht aufklärbar gehalten Bereich zu erschließen. Das verneinte, unterdrückte Unbewusste bewusst zu machen, es als versteh- und erklärbar und damit als der objektiven Analyse und Diagnose zugänglich auszuweisen, darin besteht Freuds radikal-aufklärerische Perspektive. „Wo Es war, soll Ich werden.“

Nun steht Freud in der streng empirischen, rationalistischen Tradition der neueren Wiener medizinischen Schule. Die positiven Wissenschaften hatten die letzte Bastion erobert und selbst die menschliche Psyche einem rationalen Deutungs- und Erklärungsmodell unterworfen. Es ist nicht ohne Berechtigung argumentiert worden, dass dieses Modell der Gedankenwelt liberaler Ökonomie entlehnt, das menschliche Individuum als psychologischer Kleinbetrieb konzipiert ist. Die Psychoanalyse hat die komplexe Triebökonomie, die seelische Apparatur dieses inneren Kleinbetriebs als eine vielschichtige Dynamik von Unbewusstem und Bewusstem, von Es, Ich und Über-Ich entziffert, womit ein einigermaßen freies Zusammenspiel der Subjekte, grundlegende Voraussetzung aller Marktwirtschaft, ermöglicht wird. So brillant diese Rückbindung der Thesen und Verfahren Freuds an dessen ideologische und intellektuelle Herkunftskultur auch ist, seine Methode weist darüber hinaus.

Der große Antimetaphysiker, der Materialist, Skeptiker und Relativist, der „keine höhere Instanz als die Vernunft“ anzuerkennen bereit war, hat eine deterministische Psychologie der Freiheit geschaffen. Mit der *Traumdeutung* hat Freud die Psychoanalyse allerdings auch und vor allem als Interpretationstechnik etabliert. Dabei bedient sich er sich der hermeneutischen Tradition des weit in die jüdische religiöse Lehrpraxis zurückreichenden *talmudischen Forschens* – eines *dekonstruktiven* Verfahrens der Assoziation, der dialogischen Reflexion, der Herstellung

mannigfaltiger innerer Bezüge und latenter Bedeutungen. Sein Deutungsverfahren gilt dem Latenten, nicht dem Manifesten. Er beschreibt die de facto unbegrenzten Möglichkeiten des Unbewussten, wie er zugleich jene Grenzen, die seiner objektiven und subjektiven Bewusstwerdung gesetzt sind, festlegt.

Freuds Einfluss auf das Denken des 20. Jahrhunderts war über den Umweg seiner angloamerikanischen Rezeption in der Tat gewaltig und Kulturen übergreifend. Er hat sich der historischen Methode bedient – was vielleicht in einer Stadt, die ihre Identität aus der Imagination historischer Größe bezog und ihre architektonische Neugestaltung in der Gründerzeit am historischen Vorbild ausrichtete, auch gar nicht anders möglich war. Das Gewusste resultiert bei Freud nicht aus der neuen Erfahrung, sondern aus dem Erinnerungten, bereits Geschehenen. Was zählt, ist das *milieu intérieur*, das *Substratum* des äußeren Verhaltens. Das Wissen um Vergangenes ist der Schlüssel zum Künftigen; es erwächst aus der Decodierung, der Entschlüsselung jener verborgenen Kräfte des Unbewussten, die dem sozialen Agieren wie der komplexen Struktur des Ich zugrunde gelegt sind.

Gleichwohl ist die Freudsche Psychoanalyse mehr als bloß eine Theorie des Gedächtnisses, der manifesten wie der verborgenen Erinnerung. Sie kann, wie dies Jaques Derrida Mitte der 1990er Jahre in mehreren Vorträgen am Wiener Freud Museum unternommen hat, durchaus anleitend, ja bestimmend sein für eine reformulierte, eine neu gefasste Theorie des Archivs. Wobei es uns zunächst weniger um jenes psychische Begehren zu tun ist, das für Derrida die Grundlage jeglichen Archivierens und jeglichen Archivs darstellt. Derrida geht von einer psychischen Struktur sehr langer Dauer aus, von einem sozusagen zwanghaft auf Wiederholung gerichteten, und zugleich nostalgischen Begehren nach dem Archiv, von einem „unstillbaren Verlangen nach der Rückkehr an den Ursprung, nach dem ursprünglichen Ort des Anbeginns aller Dinge.“

Es soll in diesem Zusammenhang vielmehr auf die Logik, und, wenn Sie so wollen: die Semantik des Archivs verwiesen werden, auf jene oft unübersehbar scheinende Vielzahl von ineinander verwobenen und sich überschneidenden, gegeneinander abgesetzten und sich doch zugleich auch bedingenden archiv(al)ischen Lagen und Schichten, die Gedächtnis und Denkwürdigkeit, Erhaltung und Fortschreibung in Verwahrung nehmen, akkumulieren, speichern, kapitalisieren. Wir wollen mithin thematisieren, was man als das *archontische Prinzip* des Archivs kennzeichnen könnte – ein Prinzip, ohne das kein Archiv denkbar ist und das niemand besser als eben Freud zu erhellen imstande war.

Mehrere Ebenen verbinden wir mit Begriff und Funktion der athenischen *Archonten* der klassischen Antike: Als Bewahrer offiziellen Schriftguts garantierten sie die physische Sicherheit des Depots, zugleich verfügten sie über Deutungskompetenz und Interpretationshoheit. Sie behaupten somit das Recht, sind legitime

hermeneutische Autorität, die Aspekte des Topologischen und des Nomologischen (Gesetzgebungslehre) fließen ineinander. Diese Dimension der verbindlichen Ansiedlung und der Bewahrung/Behauptung der Herrschaftszeichen und Herrschaftstexte wird ergänzt, erweitert noch durch die so bezeichnete *Konsignationsmacht*: Identifizierung, Einordnung, Vereinheitlichung, Systematisierung; im Optimalfall *Synchronisierung*, in der alle Elemente in die Einheit einer idealen Konfiguration zusammengeführt werden. „Kein Archiv ohne einen Ort der Konsignation“, schreibt Derrida, „ohne die Technik der Wiederholung und ohne eine gewisse Äußerlichkeit. Kein Archiv ohne Draußen.“

Die so behauptete, notwendige Korrespondenz mit dem *Draußen*, diese äußere Bedingtheit, diese strukturelle Einbindung in den jeweiligen historischen Kontext ist Gegenstand ebenso leidenschaftlicher wie höchst kontroverser Debatten. Unzweifelhaft entstammt das Archiv dem Kontext monokratischer (aristokratischer) Herrschaft; fortdauernde Praktiken der Geheimhaltung sind ein nur allzu deutlicher Verweis auf eben diese Herkunft. Ebenso unzweifelhaft ist das Archiv als Institution, als Ausdruck staatlich-hoheitlichen Machtanspruches heutzutage lediglich eine unter einer Vielzahl von unterschiedlichsten Ausprägungen und Erscheinungsformen. Jedes Archiv aber widmet sich per Definition dem Sammeln und Sichern, dem Erschließen, Bereitstellen und Öffentlich-Machen von überwiegend einmaligen oder in nur wenigen Kopien verfügbaren Dokumenten. In diesem Sinn sind Archive Akkumulation und Kapitalisierung des Gedächtnisses, in ihrer Materialität, ihren Prozeduren und nicht selten auch in ihrer Skurrilität Orte und Anordnungen eigener, eigensinniger Prägung. Sie konservieren Spuren und Überreste des Vergangenen; Zeitlichkeit, Endlichkeit, Überlieferung des konservierten Materials erweisen sich dabei als eine zentrale, nicht immer hinlänglich zu bewältigende Herausforderung. Und nicht selten erschließt sich die archontische Dimension der Bestände erst in Kenntnis ihrer Überlieferungsgeschichte, wird diese Überlieferungsgeschichte, die ganz konkrete Einbindung in die Wechselfälle und Unwägbarkeiten historischer Abläufe zu ihrer eigentlichen Signatur, entdeckt, erweitert, präzisiert sie deren eingeschriebenen Sinn und Bedeutung.

Die eigentliche Herausforderung der Gegenwart aber ist jene technologische Transformation, die eine in der Menschheitsgeschichte wohl ohne Parallele dastehende Revolutionierung der Produktivkraft und, damit eng verbunden, unserer allgemeinen Wahrnehmungs- und Interpretationsweisen, unserer Sicht auf die uns umgebende Welt und der korrespondierenden Verständniskategorien mit sich gebracht hat. Dies verweist nicht zuletzt auch sehr deutlich auf die allgemeine Bedeutung und Dominanz, die elektronische Medien der Digitalisierung und Virtualisierung mittlerweile im Bereich des Archivwesens gefunden haben. Ich darf, da diese Technologien begonnen haben, Praxis und Selbstbild unseres Berufes nachhaltig zu transformieren, wenn nicht von Grund auf zu verändern, etwas

weiter ausholen und in gebotener Kürze eine historisch-politische Kontextualisierung versuchen.

In einer bemerkenswerten Reaktion auf die Große Depression der Dreißiger Jahre und dem daraus resultierenden apokalyptischen globalen Krieg hatte das demokratische Europa (mit teils beträchtlicher Unterstützung durch die USA) den Weg der Wohlfahrtsstaatlichkeit beschritten. In gesamtgesellschaftlicher Koalition wurde ein Produktions- und Regulationssystem etabliert, das gleichermaßen Wachstums- und Profitraten, soziale Sicherheitsnetze, Vollbeschäftigung und gesamtgesellschaftlichen Konsens herzustellen imstande war. Mit den Rezessionen von 1973 und 1978 ist dieses System der industriellen, der fordistischen Moderne in eine Phase der strukturellen Krise eingetreten, gekennzeichnet von Stagflation (also von stagnierendem Warenoutput in Kombination mit hoher Inflation) und sinkenden Profitraten. Weltweite Energie- und Finanzkrisen erwiesen sich als Symptome einer veritablen Erschöpfung, wurden zum Auslöser einer radikalen Neukonzeption politischer und wirtschaftlicher Strategien. Sie bereiteten den Boden auf für ein neoliberales Projekt, das sich bis Ende des 20. Jahrhunderts beispiellos verdichtet und verallgemeinert hat. Exakt zur Jahrtausendwende verwies der britische Philosoph Perry Anderson auf die Singularität der gegebenen historischen Konstellation. Erstmals seit Zeiten der Reformation sei – zumindest im Westen, aber zu weiten Teilen auch im Weltmaßstab – keine signifikante Opposition im Sinne systemischer Gegenentwürfe zum status quo erkennbar: „Whatever limitations persist to its practice, neo-liberalism as a set of principles rules undivided across the globe: the most successful ideology in world history“.

Von einer vergleichsweise minoritären Position aus war der Neoliberalismus zum unbestrittenen Leitprinzip wirtschaftlichen Denkens und Agierens geworden. Dieses Prinzip blieb jedoch nicht auf das Ökonomische beschränkt, sondern wurde vielmehr zunehmend als entscheidendes, formatives Moment allen menschlichen Handelns und Seins begriffen. Damit aber erlangte der Neoliberalismus einen hegemonialen Status bis hin zu einem Punkt, wo er das Denken, die Weltsicht und die Alltagspraktiken der Menschen bestimmte.

Und in der Tat: Verbliebene kommunistische Diktaturen wie China und Vietnam adaptierten das neue Dogma ebenso wie das Brasilien des charismatischen Arbeiter- und Gewerkschaftsführers Lula, traditionelle sozialdemokratische Wohlfahrtsstaaten wie Schweden und Neuseeland ebenso wie die auf überaus militante Traditionen zurückblickende italienische Linke oder Frankreich mit seinem schwer wiegenden, gaullistisch-mitterandistischem politischen Erbe. Ganz in diesem Sinn wurden die Volkswirtschaften und gesellschaftlichen Produktionsapparate des postrassistischen südlichen Afrika wie des postkommunistischen östlichen Europa restrukturiert und einer schocktherapeutischen Transformation unterzogen. In den Kanon einbezogen wurden schließlich auch die zu den ärm-

sten Regionen weltweit zählenden Länder Südasiens (allen voran Indien) mit ihrem so dramatisch entwickelten sozialen und kulturellen Konfliktpotenzial.

Ein fundamentaler Glaube an die Unfehlbarkeit freier, deregulierter Märkte trieb dieses Paradigma an. Man hat, in der Euphorie der großen Zeitenwende der 1990er, ein geradezu mystisches Weltbild suggeriert und einen *neuen Kapitalismus* beschworen, der mittels Finanzdienstleistungen ungeahnte, abstrakte Wertschöpfung zu ermöglichen schien, und der, im körperlosen Treiben digitaler Geldströme, auf phantastische Weise den Reichtum der Nationen zu vermehren imstande sei. So diagnostizierte denn auch der Kündler der philosophischen Postmoderne, Jean Baudrillard, dieser neue, gleichsam entmaterialisierte Finanzkapitalismus sei so abstrakt wie die Kunst und so ästhetisch wie Engel. Wie überhaupt in der Ökonomie (gleich dem Sozialen) nichts anderes mehr zu sehen sei als die Manifestation symbolischer Codes und Systeme von frei zirkulierenden Zeichen. Baudrillard hat, wie wir heute wissen, fundamental geirrt. Es kann das Virtuelle ohne das Reale nicht existieren.

Der Ende der 1970er Jahre in Gang gesetzte, in den Neunzigern stabilisierte und letztlich hegemonial gewordene Prozess der Neoliberalisierung ist eng an eine technologische Revolution im Bereich der Kommunikation gebunden. Mehr als alles andere hat diese revolutionäre technologische Entwicklung das neoliberale Paradigma befestigt – sie hat das herkömmliche Raum/Zeitgefüge, die allgemeinen Raum-Zeit-Vorgaben der Produktion, der Konsumtion und ihrer Organisation radikal neu definiert. Das neoliberale Paradigma sieht nicht nur alle menschliche Aktivität vom und durch den Markt bestimmt, es unterstellt auch den prinzipiell gleichen Informationszugang aller am Markt Agierenden. Dies verlangt, auf nunmehr globalisierten Märkten und angesichts exponentiell anwachsender Markttransaktionen, nach Technologien der Informationsgenerierung, nach neuen Informatik- und standardisierten Informationsverarbeitungssystemen mit enorm erweiterten Speicher-, Transfer- und Analysekapazitäten. Dies mag ein wesentlicher und bestimmungsmächtiger Aspekt für das gesteigerte und faszinierte Interesse an der Entwicklung und permanenten Ausgestaltung des IT-Sektors sein, für die beinahe exklusive Bündelung und Konzentration innovativen Wissenschaftspotenzials in genau diesem Bereich – in den 1990ern und frühen 2000ern gemeinhin als Übergang in eine *Informationsgesellschaft* gewertet.

IT, mit den ungeahnten und scheinbar unbegrenzten Perspektiven einer virtuellen und netz-basierten neuen Welt, ist also die Leittechnologie des Neoliberalismus – sie wird zu seinem eigentlichen Signum. Mehr noch – die virtuelle Technologie formt sich, gemäß ihrer eigensinnigen Logik und genuinen Funktionalität, ihre ganz spezifische Wirklichkeit, sie veröffentlicht das Private und privatisiert das Öffentliche. Und sie durchdringt und transformiert in der ihr ursächlichen Radikalität nicht zuletzt auch den Bereich des Archivs. Und in der Tat sind

die im Gang befindlichen Transformationsprozesse, insbesondere auch was die Archiv-Technik im engeren Sinne betrifft, grenzenlos – grenzenlos im Sinne von: ent-grenzt. Die Archivierung des Virtuellen und die Virtualisierung des Archivs werden uns zu einer Restrukturierung aller unserer diesbezüglich überkommenen und gängigen Begriffe und Konzepte zwingen – eine Neuformulierung, die vom jeweiligen Stand der technisch-technologischen Entwicklung vorgegeben ist. Wir wollen, wir sollen, wir müssen uns der Herausforderung dieser Dynamik stellen; und nicht zufällig spricht Jaques Derrida, in utopischer Anmutung, davon, dass der Moment gekommen sein wird, „eine große Bewegung in unserem begrifflichen Archiv zu akzeptieren und darin eine ‚Logik des Unbewussten‘ mit einem Denken des Virtuellen zu kreuzen.“

Aber ich möchte auch nachdrücklich auf die Problematik einer vielerorts gängigen, ja geradezu hegemonialen, ebenso kritik- wie distanzlosen Bejahung und Affirmation der neuen Technologien hingewiesen haben. In der in ihnen angelegten Kompression des Raum/Zeit-Schemas, in ihrer räumlichen Architektur und in ihrer Ökonomie der Geschwindigkeit folgen Computerisierung, Elektronisierung, Mikro-Informatisierung etc. einer eigenen, strikten, zunächst ausschließlich technisch vermittelten Logik. Diese Logik hebt die *topo-nomologische* Dimension der verbindlichen Ansiedlung, des designierten Ortes zumindest der Tendenz nach auf – mithin jene für uns so entscheidende Qualität, wonach das Archiv auf einem festen Träger deponiert und einer legitimen hermeneutischen Autorität verfügbar ist. Diese Logik zeitigt aber nicht zuletzt auch juristische und in weiterer Folge politische Konsequenzen; sie berührt mit nicht absehbaren Folgewirkungen Fragen des Rechts auf (geistiges) Eigentum, des Publikations- und Reproduktionsrechts, des Copyrights u.dgl. mehr – sie alle bleiben, gleich der Frage der verbindlichen Topologie, in der neuen Wunderwelt der Virtualität seltsam vage, ungelöst und höchst unterschiedlicher Interpretations- und Artikulationsmacht ausgeliefert. Mein Kollege Michael Hochedlinger hat erst unlängst sehr eindringlich vor einem allorts grassierenden *Digitalisierungspopulismus* gewarnt. Ich möchte sogar noch weiter gehen und in Anlehnung an John Maynard Keynes von einer durchaus heiklen, vielschichtigen, polyvalenten Maschinerie sprechen, deren hoch komplexe Funktionsweisen und -mechanismen uns noch keineswegs zur Gänze vertraut und geläufig sind, und an deren Handhabung wir jederzeit auch scheitern können. Eigenlogik und Eigendynamik der neuen elektronischen Medien und Technologien gemahnen uns – bei der gegebenen beinahe gänzlichen Absenz kritischer Reflexion und Abstraktion – an das (in den 1930ern formulierte) Diktum Walter Benjamins von der unübersehbaren Diskrepanz „zwischen den riesenhaften Mitteln der Technik auf der einen, und ihrer winzigen moralischen und intellektuellen Erhellung auf der anderen Seite.“

Natürlich ist da noch der viel gerühmte Aspekt der technologisch indizier-

ten Bestandssicherung ins Kalkül zu ziehen. Um ein konkretes Beispiel anzuführen: Hätten die desaströsen Folgen des Einsturzes des Historischen Archivs der Stadt Köln am 3. März 2009 weitgehend vermieden werden können, wenn *mehr*, im Idealfall *alles* digitalisiert gewesen wäre? Freilich, es hätte enormer, wenn nicht astronomischer finanzieller Mittel bedurft, um die anfallenden Kosten digitaler Depots und regelmäßigen Umkopierens resp. der Migration in die jeweils nächste Technologiestufe tatsächlich auch bestreiten zu können. Und wenn in solchen Zusammenhängen die Frage nach den materiellen wie technischen Grenzen des Mediums generell zur Debatte steht, so ist die Problematik der langfristigen Lesbarkeit digitalisierten Materials vermutlich nur derzeit Gegenstand der Sorge. Ganz anders hingegen stellt sich die Sachlage in Angelegenheit der strukturellen Sicherheit digitaler Speicherung dar, wenn – wie die großflächige Publikation von US-Akten Ende 2010 durch Wikileaks demonstriert hat – nicht einmal die CIA und das Pentagon die Integrität ihrer geheimen Archive zu sichern vermögen. Das ÖStA hat in den letzten Jahren einen wesentlichen Teil seiner Potenziale und Mittel in die Entwicklung eines Systems der digitalen Langzeitarchivierung der amtsoffiziellen Hervorbringungen des e-governments investiert, also von sog. digital born records. Wir waren dabei, wie ich wohl mit gewisser Genugtuung anmerken darf, auf allen Ebenen erfolgreich; lediglich der Bereich der Implementierung der von uns als unabdingbar erachteten Sicherheitsstandards durch ein damit beauftragtes Unternehmen von weltweiter und begründeter Reputation hat sich die längste Zeit als nahezu unüberwindliches Kriterium erwiesen.

Darf ich, zu guter Letzt, vielleicht noch ein ganz besonderes Paradoxon des digitalen Zeitalters ansprechen. Die technologische Revolution der letzten beiden Jahrzehnte hat die Kommunikation verdichtet, verallgemeinert, auf ein neues, davor undenkbares Niveau der Intensität, der Unmittelbarkeit, der Grenzenlosigkeit und der Gleichzeitigkeit gehoben. Und doch scheint diese intensivierte Kommunikation in ihrem forcierten Präsentismus seltsam geschichtslos, dem Archiv entzogen, und damit in letzter Instanz substanzlos. Wir verwahren, um nur ein Beispiel zu nennen, im Staatsarchiv knapp 2.000 Nachlässe, die im weiteren und engeren Sinn in Bezug zum Ersten Weltkrieg stehen und in denen sich eine Unzahl von Korrespondenzen, Notizen, Tagebuchaufzeichnungen und aller anderen Formen von Ego-Dokumenten finden. Überhaupt ist die Überlieferungsdichte und -qualität von personenbezogenen Dokumenten und Nachlässen bis in die 1990er Jahre schlicht als ausgezeichnet zu bezeichnen. Sie verliert sich schlagartig mit der Verallgemeinerung der elektronischen Kommunikation. Und so gilt es heutzutage schon als eine kleine, wenn auch archivinterne Sensation, wenn uns ein elektronischer Nachlass angeboten wird, der bis in die späten 1980er Jahre zurückreicht und, nebst umfangreicher Email-Korrespondenz, auch die erforderlichen Lesegeräte bereitstellt.

Der Archivar/die Archivarin – und das habe ich hier in aller Kürze und Oberflächlichkeit anzudeuten versucht – agiert heutzutage in einem Spannungsfeld, das von einer in ihrer Wirkungsmächtigkeit noch nicht einmal abschätzbaren sozialen, kulturellen und wohl auch politischen Transformation bestimmt ist. Wie Peter Charleton, Judge of the High Court und Aufsichtsrat des Irischen Nationalarchivs, auf der eben in Dublin abgehaltenen Konferenz der European National Archivists in einer Rückschau auf die vergangenen beiden Jahrzehnte betont hat: Es sind es die *unter* der Oberfläche des Offiziellen und offiziell Dokumentierten ablaufenden und wirksam werdenden Prozesse, die letztlich konstitutiv sind für die Formierung von Geschichte und Gedächtnis. (Seine konkreten, Irland-bezogenen Beispiele, die jedoch leicht verallgemeinerbar sind, waren: Korruption, Kindesmissbrauch und Finanzdebakel). Es braucht, um diese Prozesse identifizieren, bestimmen, speichern und überliefern zu können, Archivarinnen und Archivare, die allerdings mehr sind als bloße Hilfsorgane aktueller Technikentwicklungen. Es bedarf der umfassend gebildeten, kritischen, letztlich auch mutigen Intellektuellen, die sich der hier angesprochenen archontischen Dimension bewusst, und die willens wie fähig sind, die historischen Lagen und Schichten in all ihrer Komplexität freizulegen und damit, wenn auch in längerer Perspektive, öffentlich zu machen.